

„Lebt wohl, wir kehren siegreich wieder“. Offenburg vom Ersten Weltkrieg bis zum Aufstieg des Nationalsozialismus.

Renate Tebbel

Welche Auswirkungen hat die große Politik auf das Alltagsleben? Das zeigen am besten die Tageszeitungen mit ihrem Nebeneinander von lokalen und nationalen Ereignissen. Alltagsgeschichte gehört inzwischen längst zu den anerkannten Forschungsrichtungen der Historiker, und auch in Offenburg spiegeln die Zeitungsberichte die Geschichte einer turbulenten Zeit.

Als am 18. November 1918 rückkehrende Soldaten der 301. Felddivision in das beflaggte Offenburg einmarschieren, werden sie als „moralische Sieger“ des Ersten Weltkriegs begrüßt. „Leider nicht als physische Sieger“, spiegelt ein Pressebericht im „Offenburger Tageblatt“ die Stimmung der Bevölkerung wider. Wenn auch im vierten Kriegsjahr die Sehnsucht nach Frieden vorherrscht, legt sich das völlig unerwartete Waffenstillstandsgesuch von deutscher Seite wie ein drückender Alp auf die Gemüter. Ein solches Ende des „furchtbarsten aller Kriege“ hatte keiner erwartet, und in die Freude über die heimkehrenden Soldaten mischt sich die Enttäuschung über die Niederlage. Gleichwohl bemüht sich die Stadt um einen „liebvollen Empfang“ ist am 19. November im „Offenburger Tageblatt“ nachzulesen.

Am Nachmittag des 18. November wimmelt es auf den Straßen. Lastautos, Lazarett- und Gepäckwagen holpern über das Pflaster, Pferde, Ochsen und Esel dienen als Lastenträger, dazwischen ziehen Soldaten Handwagen mit ihren Habseligkeiten. Die „braven Krieger“ sehen „im Allgemeinen gut aus“, schreibt der Offenburger Berichterstatter über die Heimkehrer, wenn sich auch die Kriegsstrapazen nicht verleugnen lassen. Nach anfänglicher Zurückhaltung gelten den Soldaten dann doch herzliche Willkommensgrüße. Denn war es nicht lediglich der „Macht der Verhältnisse“ anzulasten, daß es den „Feldgrauen“ nicht vergönnt war, „den Endsieg an ihre ruhmreichen, unbefleckten Fahnen zu heften“? (OT 19.11.18).

Eine bittere Enttäuschung ist der Ausgang dieses Krieges, für den so viele Opfer gebracht wurden. In den vier Jahren von 1914 bis 1918 werden die Verlustlisten täglich länger, die Zivilbevölkerung leidet unter Hunger und Kälte, Flüchtlinge aus dem Elsaß suchen verzweifelt nach einer Unterkunft, und am Ende rafften Seuchen und Epidemien viele Menschen dahin, die mit knapper Not die Entbehrenungen der Kriegsjahre überlebt haben. „Was die satanische Vernichtungskunst der Massenabschlachtung in der

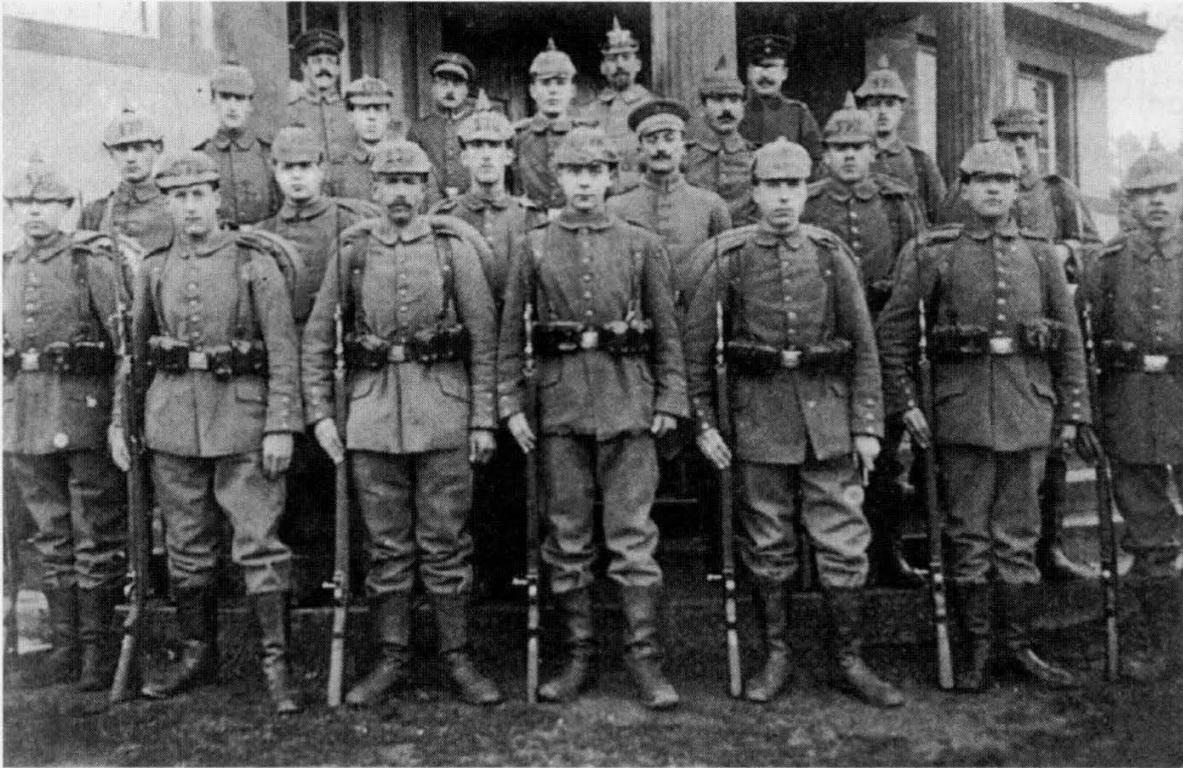


*Erster Weltkrieg in Offenburg. Überall mischen sich Soldaten unter die Bevölkerung
Alle Abb.: StA Offenburg*

Heimat schonte“, schreibt Adolf Gecks „D'r Alt Offeburger“ am 20. Oktober 1918, „gefährdet der Sensenmann durch epidemische Seuchen, die man Grippe und spanische Krankheit nennt“. Im Februar 1919 stellen sich im Gefolge des Krieges, wie schon 1871, auch noch die schwarzen Blattern ein.

Wie anders hatte alles angefangen. Sicherlich ist die Enttäuschung schon deswegen so herb, weil zunächst die Begeisterung für diesen Krieg – nach einer langen Friedenszeit – keine Grenzen kannte. In Offenburg sind schon Tage vor der offiziellen Mobilmachung am 2. August 1914 die Straßen belebt, man steht in Gruppen zusammen, diskutiert – soll die Ermordung des österreichischen Thronfolgers ungerächt hingenommen werden? Freiwillige strömen in Erwartung der Mobilmachung in die Kasernen. Die Stimmung ist aufgeputscht durch Flugblätter und Lieder, die in diesen Augustwochen gesungen werden: „Wenn's Russenblut regnet und Franzosenköpfe schneit, dann bitt' mer unseren Herrgott, daß das Wetter so bleibt.“

Kein Wunder, daß sich das in der Ihlenfeld-Kaserne stationierte Infanterieregiment 170 in freudiger Aufbruchstimmung für den Krieg rüstet. Am



Soldaten des Regiments 170 in „Feldgrau“ bei ihrer Mobilmachung

2. August treffen aus Offenburger Nachbargemeinden Reservisten in der Kaserne ein. Sie nehmen ihre „Kriegsgarnitur“ in Empfang, die Zivilkleider werden verpackt und an die Heimatadresse geschickt. Laut Regimentsbefehl ist der Ausschank von Alkohol verboten, es herrscht Ausgangsverbot. Unter Applaus geht es an die Front, die Waggons sind beschriftet mit Siegesparolen: „Lebt wohl, wir kehren siegreich wieder.“

So schnell das Kriegsfieber steigt, sinkt es auch wieder mit der Veröffentlichung der ersten Verlustlisten: „Die Opferzahl des Schlachtfeldes steigt grauenhaft“, heißt es am 15. November 1914 (Alt Offeburger). Völlig vergessen ist die Volksfeststimmung bei Kriegsausbruch, als im Herbst 1914 die ersten Kriegsverletzten heimkehren. „Wenn man diese Gestalten des Jammers sieht, wird man vom Chauvinismus grundlegend geheilt“, kommentiert der „Alt Offeburger“ in einem Leitartikel. Bedrückt, aber noch zuversichtlich, erlebt Offenburg die erste Kriegsweihnacht. In den Lazaretten organisieren die Verwundeten Weihnachtsfeiern, und in der Pfählerschen Villa gibt es Kinderbescherung unter brennendem Tannenbaum mit Gesang und Ansprachen. Schokolade und Gebäck bekommen die „Kriegerkinder“ als ein ganz besonderes Geschenk, denn Lebensmittel sind jetzt schon sehr knapp.

Vor allem die Milchversorgung sollte der Stadt Sorgen bereiten. Im Dezember 1914 wird der Milchpreis zweimal erhöht und dann nach strengen

Vorgaben zugeteilt. 1916 erhalten Kinder bis zum zweiten Lebensjahr und stillende Mütter täglich einen Liter, ältere Kinder bis zum 14. Lebensjahr einen halben Liter, an alle anderen wird höchstens ein viertel Liter Milch abgegeben.

Appell der Behörden: Nur gewogenes Brot

Daß mit der Lebensmittelknappheit auch Schindluder getrieben wurde, geht aus den Aufrufen und Anordnungen der städtischen Behörden hervor: Im Mai 1916 appellieren die Behörden an die Hausfrauen, kein ungewogenes Brot anzunehmen, sonst würden die Brotkarten nicht reichen. „Der Laib muß mindestens 1500 Gramm wiegen – Mindergewichte von 70 Gramm und mehr wurden schon festgestellt“, werden die Bürger informiert. Und im „Alt Offeburger“ erscheint ein Artikel, der unter dem Titel „Die Zumessung des Brotes“ einen Zusammenhang herstellt zwischen der Solidargemeinschaft in Kriegszeiten und dem Brothandel im Mittelalter: „Geldstrafen, Prangerstehen, Geschäftsschließung und öffentliche Entehrung“ drohten den betrügerischen Bäckern für ihre zu klein geratenen Brötchen, mahnt der „Alt Offeburger“ am 21. Februar 1915.

Im November desselben Jahres werden in Offenburg erstmals nach einer Bundesratsverordnung die Metzgerläden geschlossen. Die „fett- und fleischlosen Tage“ sollen die Bevölkerung daran gewöhnen, an weniger üppig gedeckten Tischen zu sitzen. Denn die Fleischversorgung hielt die Stadtverwaltung auch 1916 für ausreichend: eine Fleischkarte vom 1. bis 28. Mai mißt einer fünfköpfigen Familie acht Pfund Fleisch pro Woche zu. „Das genügt bei einer vernünftigen Lebenshaltung“, meinen die Behörden. Unterstützung bekommt die Kommune von der Kirche. „Gebt alle Verzärtelungen auf“, schreibt der evangelische Gemeindebote im Jahre 1915, „williger Gehorsam bei jedem Wink, das ist der Kinder Heldentat – so macht man sich des Vaterlandes in seiner schweren Notzeit würdig“.

Wer Fastnacht feiert, muß mit Strafe rechnen

Und wie erlebt Offenburg diese „Notzeit“? Die Sorge um Nahrung und Kleidung, die Furcht, Angehörige zu verlieren, und die Angst um den Verlauf des Krieges verändern auch das öffentliche Leben. An „Vaterländischen Volksabenden“, die seit Winter 1915 veranstaltet werden, soll der Kriegseinsatz von der Bevölkerung moralisch unterstützt werden. Der erste Vortrag am 8. Dezember zum Thema „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands und ihre Bedeutung“ ist gut besucht, melden die Zeitungen. Die Fastnacht des Jahres 1915 wie auch der folgenden Jahre wird „dem Ernst der Zeit entsprechend untersagt“, wer dennoch feiert, muß mit einer Haftstrafe rechnen.



*Das Infanterie-Regiment 170
kehrt von einem Übungsmarsch
zurück*

Auch der Historische Verein für Mittelbaden legt sich Zurückhaltung auf. In einer außergewöhnlichen Generalversammlung vom 21. Juli 1915 beschließt der Vorstand, während des Krieges auf Veröffentlichungen zu verzichten. Zur Zeit der Schlacht an der Marne, von Tannenberg und Masuren, so die Begründung, sei „kein Raum für die Mitteilungen eines lokalen Geschichtsvereins“. Ein seltsamer Befund. Erlebten die Mitglieder des Historischen Vereins denn nicht gerade zu dieser Zeit, daß um sie herum Geschichte gemacht wurde? Oder müssen die Ereignisse so lange zurück liegen, daß über die historische Wirklichkeit ein idealisierender Schleier gelegt werden kann?

Dieser Schluß bietet sich bei Betrachtung der Sondernummer für die Jahre 1915–1918 des Historischen Vereins an, der auf Drängen der Mitglieder im Oktober 1918 veröffentlicht wurde. Der Inhalt des Heftes sollte den „Kriegsläufen“ angepaßt werden, erklären die Herausgeber. Nur entfernt aber haben die Beiträge, die überdies noch der Redaktionsmappe entnommen wurden, mit dem Tagesgeschehen zu tun. Der Krieg wird in mythische Höhen gerückt, in sicherer Entfernung angesiedelt und entsprechend idealisiert. Da geht es um ein Lieblingskind nationalgesinnter Geschichtsschreibung, Frau Uta, Herzogin von Schauenburg, da wird den „Kriegsschicksalen der Ortenau im 17. Jahrhundert „ein Heldendenkmal“ gesetzt und die Leser im ausgehungerten und kriegsmüden Offenburg erfahren, „wie die Gemeinde Langenwinkel entstand“.

Mit einigem Wohlwollen ließe sich diese Haltung als eine verständliche Flucht aus einer unerträglich gewordenen Wirklichkeit verstehen. Denn in einem hatten die Herausgeber der Sondernummer recht: Kein Mensch hätte vor drei Jahren „eine so lange Kriegsdauer vorausgesehen“, wie sie ihr langes Schweigen erklärten. Kriegsmüdigkeit wird daher schon 1916 deutlich. Im Januar wünscht sich „D'r Alt Offeburger“, daß dieses Jahr den Frieden bringe werde; immer wieder wird die Bevölkerung aufgefordert, deutsche Eroberungen oder Siege der Bündnispartner durch Glockengeläut und Beflagung zu feiern. Es sei notwendig, „solche Gelegenheiten zur Auffrischung der Stimmung“ nicht ungenützt zu lassen. Immer noch werden Kugeln „zum großen Völkermorden“ gegossen, klagt die Zeitung im Dezember 1917 und wünscht sich zu Weihnachten den „Friedensengel“ herbei, denn die Hoffnung „auf ein Ende des Schreckens“ habe das Volk mächtig erfaßt, seit in Rußland die Revolution ausgebrochen sei.

1918 suchen Kinder nach Sprengstücken

Vielleicht ist es auch dem Kriegsüberdruß anzulasten, daß Anordnungen und Ermahnungen der Behörden zunehmend mißachtet wurden. Wiederholt werden in den Zeitungen Appelle an die Bevölkerung gerichtet, bei Fliegeralarm Luftschutzkeller aufzusuchen und bei Eintritt der Dunkelheit alle Räume zu verdunkeln. Im August 1918 beklagen die Behörden in den Tageszeitungen, daß Kinder noch vor Aufhebung des Alarms auf der Straße spielen, sogar nach Sprengstücken suchen. Verwundert stellt die Stadtverwaltung fest, daß die große Gefahr augenscheinlich außer Acht gelassen wird und versucht, auf dem Umweg über den Geldbeutel zur Einsicht zu führen, denn im Falle einer Verletzung bei diesem „unvernünftigen Verhalten“ bestehe auch kein Anspruch auf Entschädigung.

Über die „blöde Neugier“ der „Schwätzergruppen“ auf Offenburgs Straßen beschwert sich auch „D'r Alt Offeburger“ in einer Standrede vom 21. Juli 1918. Sicherlich erklärt sich diese eigenartige Sorglosigkeit zum großen Teil dadurch, daß Offenburg kein Hauptangriffsziel war. Feindliche Bomber hatten es vor allem auf die Bahnanlagen abgesehen, Schäden, die außerhalb dieses Gebiets lagen, waren auf die Ungenauigkeit beim Bombenabwurf zurückzuführen. Die Bahn sollte als Versorgungs- und Nachschubglied der Front ausgeschaltet werden. Daß also die Angriffe auf Offenburg zunahmen, je näher die Front rückte, erklärt sich von selbst. Im Sommer 1918, die Stadt leidet unter „tropischen Temperaturen“ von fast 40 Grad, heulen wiederholt die Sirenen. Der 15. Juli leitet eine „Schreckenswoche“ ein, auf das städtische Krankenhaus fallen mehrere Bomben, Sachschaden entsteht auch in nahe liegenden Gebäuden, eine Person wird getötet, eine andere schwer verletzt.

*Aufruf zur Soldatenversammlung
in der Kaserne
vom 23. November 1918*

**Kameraden
aller Formationen Offenburgs!
Kommt zu der Versammlung
heute nachmittag 4 Uhr
auf den Hof der 170er Kaserne!
Der Soldatenrat.**

Zwei Tage später, an einem Mittwoch, dröhnen wiederum Geschwader über Offenburg, in der Nacht zum Freitag krachen Kanonenschläge durch die schlafende Stadt, man kommt mit dem Schrecken davon. Und zu guter Letzt zeigen sich am Samstag „zehn fliegende Teufel“ über der Stadt. Es war morgens um zehn, berichtet Adolf Geck in seinen „Kriegsbildern“ (21.7.18), die Marktfrauen hatten gerade ihre „kargen Bissen“ ausgelegt, als es zu einem „Turnier“ in den Lüften kommt. Ein Turnier mit Maschinengewehrgeknatter, die Gegenwehr ist erfolgreich, melden die Offenburger Zeitungen und geben bekannt: Niemand verletzt, geringer Sachschaden, drei feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Versorgungslage der Stadt ist 1918 desolat

Einen anderen Grund für die „Todesverachtung“ mancher Einwohner sieht „D'r Alt Offeburger“ in der desolaten Versorgungslage der Stadt: „Sie achten des äußeren Feindes nicht mehr, wenn gegen die Not zu kämpfen ist“, resümiert Geck in der Standrede vom 21. Juli 1918. Darbende Bürger geben ihren Platz in der Warteschlange nicht auf, wenn es in den Lebensmittelläden noch etwas zu kaufen gibt. Vielleicht sind auch deshalb Mietwohnungen in den bäuerlichen Ortschaften Offenburgs so begehrt. In Schutterwald oder Rammersweier waren Kartoffeln oder Rüben leichter zu beschaffen, man konnte den verdunkelten Stadtwohnungen entkommen und außerdem fühlte man sich dort sicherer vor Luftangriffen.

Im 50. Kriegsmonat, im Oktober 1918, kommen immer noch „Trauerbotschaften“ von der Front, sehnt sich die Bevölkerung nach „Erlösung vom Kriege“. Eine Erlösung, die mit der Niederlage bitter erkaufte wird. Der Aufruf der Behörden vom 9. November 1918 an die „Männer und Frauen von Stadt und Kreis Offenburg“ appelliert an die Bürger und Bürgerinnen, dem Vaterland in seiner „schwersten Stunde“ beizustehen. In einer allgemeinen Volksversammlung von Stadt und Land soll am Sonntag,

10. November, nachmittags drei Uhr, im Unionsaal eine Vertrauenskundgebung „für die großen Güter des Volkes“ stattfinden, heißt es in dem Aufruf. „Kein wahrhaft deutscher Mann, keine wahrhaft deutsche Frau aus der Stadt und aus den Landorten fehle“, werden die Bürger ermahnt. Schon am folgenden Tag, dem 11. November, ist im fernen Berlin das Ende des Krieges beschlossene Sache. Welch' verheerende Auswirkungen das Waffenstillstandsgesuch haben sollte, werden die folgenden Jahre zeigen.

Und die Menge zieht durch nächtliche Straßen:

Von der Revolution 1918/19 bis zur Inflation im Jahre 1923 – eine Zeit für Abenteurer jeglicher Couleur

Revolution in Offenburg! In der Nacht vom 9. auf 10. November 1918 schrecken Einwohner der Oststadt durch den Lärm einer militärischen Revolte aus dem Schlaf. Das Ersatzbataillon 172, bewaffnet mit Flinten und Maschinengewehren, erzwingt in der Ihlenfeld-Kaserne die Freilassung inhaftierter Kameraden. Auf dem Weg zum Staatsgefängnis auf dem Graben schließen sich Soldaten des 170. Regiments den Aufständischen an; zusammen befreien sie die militärischen Insassen. Die Menge zieht durch die nächtlichen Straßen, es kommt zu Plünderungen in einem Zigarrenladen, aus zwei Läden werden Messer entwendet; die Menge dringt ins Paketlager der Reichspost ein.

Was war geschehen? Wie in Offenburg, kommt es in dieser Novemberwoche überall in Deutschland zu spontanen Revolten, Menschaufmärschen, Massenkundgebungen. Angefangen hatte es mit dem Matrosenaufstand in Kiel. Wenn auch der Umsturz von 1918/19 wahrhaft eine Volksbewegung war, so ist sie doch eine seltsame Revolution, denn sie richtete sich nicht gegen die Regierung, sondern handelte vermeintlich in ihrem Namen. Um die Vorgänge in Offenburg verständlich zu machen, muß das Ende des Ersten Weltkriegs betrachtet werden, das völlig überraschend sowohl über die Regierung wie auch Bürgerinnen und Bürger hereinbrach.

Wie das Gesuch zustande kam, erklärt die Ereignisse der folgende Jahre in Offenburg und in der großen Politik. Am 27. September 1918 durchbrachen die Alliierten die Hindenburglinie. Der Erste Generalquartiermeister Erich Ludendorff von der Obersten Heeresleitung hielt den Krieg für verloren, eine „militärische Katastrophe“ an der Westfront sei nicht mehr aufzuhalten. Ludendorff war nur die Nummer zwei im Reiche, doch sein Vorgesetzter, Generalfeldmarschall von Hindenburg, war im Grunde Ludendorffs Erfüllungsgehilfe. Am 28. September stimmen Kaiser, Kanzler und Außenminister dem Plan zu; die verfassungsmäßigen Gewalten des Kaiserreichs kapitulieren kampflös, und wenige Tage später wird der Reichstag informiert, daß die „Fortsetzung des Krieges als aussichtslos“ aufgegeben werde.

Was der obersten Heeresleitung jetzt am Herzen liegt, ist die Ehrenrettung der Armee. Ludendorff überredet den Kaiser, die Sozialdemokraten als Regierungspartei einzusetzen. „Sie sollen die Suppe jetzt essen“, erläutert Ludendorff seinen Plan. Der Plan geht auf. Die Sozialdemokraten übernehmen nach einem Jahrhundert im Wartesaal der Geschichte dankbar die Regierungsgeschäfte und zeichnen verantwortlich für die Niederlage. Ludendorff setzt sich mit gefälschtem Paß nach Schweden ab, zu gegebener Zeit sollte er zurückkehren und seinen Beitrag zum Untergang der Weimarer Republik leisten.

Wenn in Offenburg stationierte Soldaten in dieser Novembernacht zu den Waffen greifen, dann meinen sie, im Sinne der neuen sozialdemokratischen Regierung zu handeln. Um die Forderungen der amerikanischen Waffenstillstandsbedingungen zu erfüllen, befahl die Reichsregierung am 20. Oktober 1918 ein Ende des U-Boot-Kriegs. Als Meuterei muß dann der streng geheim gehaltene Entschluß der deutschen Flottenführung angesehen werden, die englische Hochseeflotte zu einer Entscheidungsschlacht herauszufordern. So ein schmachliches Ende des Kriegs wollten die Offiziere nicht hinnehmen, der Schande zogen sie den Tod vor, und die einfachen Soldaten hatten gefälligst mit zu sterben.

Die Mannschaften suchen hingegen keinen Heldentod. Die Klassenlehre der Offiziere bedeutete ihnen nichts. Die Besatzungen der „Thüringen“ und der „Helgoland“ weigern sich, über 1000 Soldaten werden inhaftiert, auf sie wartet Kriegsgericht und Erschießungskommando. Das wollen ihre Kameraden nicht hinnehmen. Am 3. November kommt es in Kiel zu einem großen Demonstrationszug. Das Militär schießt in die Menge. Neun Tote bleiben auf dem Pflaster liegen. Ein bewaffneter Matrose schießt zurück und tötet den Führer der militärischen Aktion, einen Leutnant Steinhäuser. Das ist der Startschuß zur Novemberrevolution.

Überall in Deutschland ergreifen Arbeiter- und Soldatenräte die Macht. Am 10. November 1918 wird in einer großen Versammlung am Unionsaal das Soldatenparlament eingesetzt. Stadtrat Georg Monsch hält eine zündende Ansprache und wird als Vertreter der Stadtbehörde dem Rat beigeordnet. Zwei Tage später erläßt der Soldatenrat der Stadt Offenburg, der in der Pfählerschen Villa amtiert, in 17 Punkten die Bestimmungen der neuen Räteregierung. Was der Rat als seine Hauptaufgabe ansieht, ist bezeichnend für das Selbstverständnis der Revolution. Sie bekennt sich zu „Ruhe und Ordnung“ (wer plündert, wird erschossen), unterstützt die Ziele der neuen sozialdemokratischen Regierung „bis zur äußersten Konsequenz“ und verlangt „wirkliche Gleichberechtigung aller Personen“.

Das Verlangen nach Gleichberechtigung bezieht sich vor allem auf das Verhältnis der gemeinen Soldaten zu einer Offiziersklasse, der durch ihren überzogenen Standesdünkel schon lange vor den Ereignissen in Kiel die Loyalität der Mannschaften entglitt. Artikel 15 der Offenburger Bestim-

mungen mußte daher den Offizieren wie eine Kampfansage erscheinen: „Außer Dienst keine Vorgesetzten“ bedeutete, daß Soldaten nur während des Dienstes zu Gehorsam verpflichtet waren, eine revolutionäre Neuerung.

Die Gegenrevolution gewinnt an Boden

Das zeigt ein Bericht im „Alt Offeburger“ vom 24. November 1918. Da kommt ein „Nobler“ herangeradelt, schreibt Adolf Geck, noch von jener Spielart einer, die „ein Stückchen dickes Glas in die linke Augenhöhle geklemmt haben“ und sich als „junkerliche Übermenschen“ fühlen. Auf die Frage, warum er nicht militärisch grüße, antwortet der Soldat mit dem Hinweis auf die neuen Dienstbestimmungen. Die behelrende Prophezeiung des Offiziers sollte sich nur zu schnell bewahrheiten: „Na, Schlamperei verfluchte, werden wir bald wieder ausgetrieben haben.“ Spätestens mit dem Kapp-Putsch im Jahre 1920 zeigt sich, daß die Gegenrevolution an Boden gewinnt und auch in zunehmendem Maße die Politik der Weimarer Republik bestimmt.

Die Angst vor einem Putschversuch bestimmt auch den Wahltag zur Nationalversammlung der badischen Republik am 5. Januar 1919. Der Wahltag verlief ruhig, gegen Abend trifft eine Schutzmann-Meldung bei den Militärbehörden ein; die Wahllokale werden besetzt, weil die Wahlen durch Putschversuche gestört werden sollen. Bis ein Uhr nachts ist die in Zell-Weierbach liegende Maschinengewehrabteilung in Bereitschaft. „Gefährliche Schutzwaffen“ werden vor den Wahllokalen aufgestellt. Putschversuche sollen von Soldaten oder von der „Volkswehr“ verbreitet werden.

Die Offenburger „Volkswehr“, ein bürgerlicher Wachdienst, 1918 ins Leben gerufen, um Plünderungen zu verhindern, wird in den folgenden Jahren zunehmend gegen den „Schleichhandel“ auf dem schwarzen Markt eingesetzt. Eine reiche Beute erzielen sie zum Beispiel in den Tagen vom 21. bis zum 25. September 1919. Bei Metzgermeister Adler und bei Metzgermeister Baar finden sie je ein geschlachtetes Kalb; melden die Offenburger Zeitungen, von „nicht in Offenburg ansässigen Personen“ werden 13 Pfund Butter, 153 Eier, 155 Pfund Mehl, 112 Liter Kirschwasser beschlagnahmt und dem Kommunalverband Offenburg Stadt zugeführt.

Gemeinsam rufen der Arbeiterrat, die Gewerkschaften und die beiden sozialdemokratischen Parteien, die Parteilinke USPD und die Mehrheitssozialisten SPD zum Kampf auf „gegen die Verbrechen der Volksvampire“. Offenburg muß seinen Ruf als „Schieberhochburg“ verlieren, wettet „D'r Alt Offeburger“ am 5. Oktober 1919. Der Ruf verhallt ins Leere, auf dem schwarzen Markt wird jeder Preis bezahlt.

Kein Wunder, daß Profitgier um sich greift. Im Oktober 1921 wird die „Urloffter Milchtäuferin“ Karolina Kranz zu einer Woche Gefängnis und

einer Geldstrafe von 500 Mark verurteilt. Die Bürger sollen nicht mehr als drei Mark dreißig für einen Liter Milch bezahlen, wird bei der Urteilsverkündung bekannt gegeben. „Milchpantschereiprozesse“ sind in den 20er Jahren in Offenburg an der Tagesordnung, auch Überschreitungen von anderen amtlich festgesetzten Höchstpreisen werden bestraft. Im Juli 1923 kosten eineinhalb Kilo Schwarzbrot 6600 Mark, ein Pfund Brotmehl darf nicht mehr als 2350 Mark kosten. Doch wo die Preise täglich, bald stündlich steigen, kann auch die Androhung von Strafe wenig ausrichten.

Offenburg läßt eigenes Geld drucken

1922 läßt Offenburg, wie die meisten deutschen Städte, eigenes Geld drucken, Fünfmilliardenscheine, Zehner und Noten mit dem Aufdruck „Zwanzigmilliarden“ sind im Umlauf. Im Offenburger Tageblatt wird im August 1923 die große Not jener Arbeitnehmer beschrieben, die mit Gutscheinen bezahlt wurden, die entweder nicht überall einlösbar sind oder schon nach wenigen Stunden nahezu wertlos geworden sind. Der Begriff des „Geldfälschens“ kam damals erklärlicherweise aus der Mode, und für viele war die Inflation eine wunderbare Sache. Großindustrielle wurden auf diese Weise ihre echten Millionenschulden los und erwarben für wertlose Inflationsmilliarden echte Millionenobjekte.

Wie entstand die Inflation? Der Krieg hatte ungekannte Summen gekostet, die Produktion lahmte, Güter waren rar. Zur gleichen Zeit kam viel Geld in Umlauf, auch Frauen standen in den Munitionsfabriken und wurden entlohnt. An wirklichen Dingen ärmer, an Geldscheinen reicher, traten die Bürger und Bürgerinnen eine Flucht in die Sachwerte an. Es war eine Zeit für Abenteurer jeglicher Couleur, wie der Aufstieg des Nationalsozialismus zeigen wird.

Trommelwirbel und Jubel aus 5000 Kehlen:

Der Aufstieg der Nationalsozialisten erscheint auch in Offenburg geradlinig, folgerichtig und unausweichlich

Am 5. Juli 1933 endet mit dem Wahlsieg der Nationalsozialisten ein Kapitel deutscher Geschichte, das mit der Revolution von 1918/19 begann. „Es lebe der totale Staat, die endgültige Nation“, jubelt der „Anzeiger vom Kinzigtal“ auf der Titelseite von Donnerstag, 6. Juli 1933. Damit finde der Aufruhr der 20er Jahre, finden Bürgerkrieg und Parteienstreit ein Ende, meint das Blatt, das als „verbreitetste Tageszeitung im mittleren Kinzigtal“ firmiert. Anstelle von Partikularismus setze der Nationalsozialismus die „Einheit der Stämme“, statt Klassenkampf herrsche die „Gemeinschaft der Stände“, das „Führertum“ trete an die Stelle „eigensüchtiger Parteigebilde“.

Der „Anzeiger vom Kinzigtal“ feiert den Sieg der Gegenrevolution, den Sieg militaristischer Kreise, das Auftrumpfen der Nation. Wie es dazu kommen konnte, erscheint am Beispiel Offenburg geradlinig, folgerichtig, unausweichlich, denn die Erfolge der demokratischen Revolution von 1918 sind von Anfang an bedroht. Schon im März 1919 protestieren die beiden sozialdemokratischen Vereine in einer Demonstrationsveranstaltung im Dreikönigsaal „gegen die Gewalttaten im Dienste der Reaktion“ und rufen ihre Mitglieder auf, den Arbeiterräten gegen ihre Feinde beizustehen.

Der Militarismus herrscht immer noch im „deutschen Untertanenverstand“, meint der Offenburger Offizier Richard Hugle auf einer von der Unabhängigen Sozialistischen Partei einberufenen Versammlung anlässlich des Kapp-Putsches (Offenburger Tageblatt, 15. März 1920). „Reaktionär bis auf die Knochen“ sei die Reichswehr, die meisten Offiziere wünschen sich die Monarchie zurück, denn „die Achselstücke sind zu schön“ und „gelernt haben sie nichts.“ Und die sozialdemokratische Regierung zeigt sich dem Militär gegenüber sehr kompromißbereit: sie bietet eine Amnestie für alle Putschteilnehmer an und verspricht eine Kabinettsumbildung und Neuwahlen.

Attentat auf Mathias Erzberger

Im folgenden Jahr zeigt sich in Offenburg, daß die Gegenrevolution angesichts sozialdemokratischer Milde zu härteren Mitteln greift. Am 26. August 1921 fällt Matthias Erzberger, ehemaliger Reichsfinanzminister, auf einem Spaziergang mit seinem Reichstagskollegen Carl Diez einem Attentat zum Opfer. Die beiden sind auf dem Weg zum Kniebis, als sie in einer engen Straßenkurve angegriffen werden. Man schießt auf Erzberger, Diez schlägt mit dem Regenschirm gegen den nächststehenden Schützen, wird von einer Kugel getroffen und stürzt zu Boden. Erzberger ist tot, acht Kugeln findet man bei der Obduktion in Oppenau, Diez ist in der Lunge getroffen, der Oberarmknochen zertrümmert.

Wie es Carl Diez an diesem Tag in Bad Griesbach ergeht, ist ein trauriges Kapitel der beispiellosen Hetzkampagne gegen Matthias Erzberger. Mühsam war es Diez gelungen, die Landstraße zu erreichen, er bittet einen weiblichen Kurgast um Hilfe. Auch als er zusammenbricht, bleibt sie bei ihrer ablehnenden Haltung: „Wie konnten Sie nur mit Erzberger zusammen spazieren!“ Erzberger hatte sich von Hindenburg dazu überreden lassen, an Stelle des verantwortlichen Generalquartiermeisters Erich Ludendorff (der sich nach Schweden fortgeschlichen hatte) die Leitung der deutschen Waffenstillstandskommission zu führen und wurde seitdem aus militärischen Kreisen als „Novemberverbrecher“ angegriffen, man scheute auch vor einem Mordaufruf nicht zurück.



Besetzung Offenburg durch die Franzosen 1923/24. Rathausplatz nach dem Einmarsch der Truppen am 4. Februar 1923

Diesem Aufruf folgen Erzbergers Mörder. Oberstleutnant Heinrich Tillesen und Reserveoffizier Heinrich Schulz handeln auf Befehl von Kapitänleutnant Manfred Killinger vom „Germanenorden“. Den Tätern hatte Killinger vorsorglich falsche Pässe besorgt und deren Flucht vorbereitet, eine Anklage wegen Beihilfe zum Mord fürchtete er offensichtlich nicht. Zu Recht, wie der Freispruch vor dem Offenburger Schwurgericht am 13. Juni 1922 zeigt. Der Sieg wird am selben Abend im Union Hotel gefeiert. Glückwunschsträuße der „besseren Gesellschaft“ nimmt er triumphierend entgegen, berichtet Adolf Geck in seinem Blättle „D'r Alt Offeburger“ empört und meint, daß der „Odem der Rosensträuße den Modergeruch feiger Bluttat von Griesbach überduften“ sollte (18. August 1922).

Die Blindheit auf dem rechten Auge der sozialdemokratischen Regierung ermutigt die Reaktion zu weiteren Bluttaten. Elf Tage nach dem Freispruch Killingers in Offenburg wird in der Reichshauptstadt Außenminister Walther Rathenau ermordet. Dagegen protestiert der Offenburger Aktionsausschuß in einer Demonstrationsveranstaltung am 27. Juni 1922: Eine große Menschenmenge zieht vom Sammelplatz bei der Landwirtschaft-

lichen Halle zum Rathaus, 6000 Flugblätter werden verteilt mit folgendem Wortlaut: „Erneut rufen wir euch zum Kampfe auf, um der Regierung zu zeigen, daß die Mördergesellen und die ihnen nahe stehenden Elemente mit Stumpf und Stiel auszurotten sind.“

Der Appell aus Offenburg verhallt in Berlin ungehört, denn um regierungsfähig zu bleiben, meinten die Sozialdemokraten sich mit dem Militär gut stellen zu müssen, und die Armee kämpft mit aller Macht gegen die Einhaltung des Versailler Vertrags. Dem Wirken einer „blödköpfigen Generalität“ verdankte Offenburg die Besetzung durch die Franzosen (4. Februar 1923 bis 18. August 1924), schreibt Adolf Geck im „Alten“. Die Vermutung mag stimmen, melden doch die Offenburger Zeitungen, daß keineswegs Kohlemangel herrscht, wie die Eisenbahndirektion Karlsruhe ihren Vertragsbruch durch die Einstellung internationaler Zugverbindungen begründete – in Appenweier und Offenburg lagerten große Kohlemengen. „An den Rand des Verderbens“ habe die Lahmlegung Offenburgs geführt, resümiert Geck in diesem Krisenjahr 1923 mit seinem bitteren Winter.

Nur gut, daß durch den Abzug der Franzosen im folgenden Jahr dringend gesuchter Wohnraum frei werden sollte, die 50 Wohnungen sind schnell wieder vermietet. Unsicher bleibt, ob die Mieten auch bezahlt werden können: fünf Millionen Arbeitslose gibt es im Jahre 1923, Aufstände und Plünderungen nehmen zu, in Freiburg wird am 19. September zu einem Generalstreik aufgerufen. Acht Tage später verhängt Reichspräsident Friedrich Ebert den Ausnahmezustand, die Vollzugsgewalt wird dem Reichswehrminister übertragen.

Zur gleichen Zeit steigen die Preise in schwindelnde Höhen. In der ersten Septemberwoche 1923 bezahlen die Offenburger für ihre Tageszeitungen noch 600 000 Mark, einen Monat später wird in Millionen gerechnet: für fünf Millionen geht der „Alt Offeburger“ am 8. Oktober 1923 über den Ladentisch, drei Tage später kostet die Nummer bereits 15 Milliarden Mark. Kein Wunder, daß die Zeitdokumente spärlicher werden, die Zeitungen in Offenburg erscheinen nur noch unregelmäßig. An Nachrichten ist zwar kein Mangel, denn eine „Notverordnung“ aus Berlin jagt die andere, doch es fehlt an Papier, an Druckerschwärze, an den notwendigsten Materialien, und es fehlt vor allem an Kunden, die Waschkörbe voll Geldscheinen in die Redaktionsstuben tragen.

Ein „trauriges Stimmungsbild im Novembernebel“ schildert „Der Alte“ dann zwei Jahre später am 15. November 1925. Der Jahrestag der deutschen Revolution vom 9. des Monats sei sang- und klanglos vorüber gegangen, „stumme Resignation der Verzweiflung“ sei an die Stelle „revolutionäre Kampfeslust“ getreten. Jetzt kommt die Stunde der Innenpolitik. Die Devise der Reichswehrregierung heißt „deutsche Tiefe“ gegen westliche Oberflächlichkeit als Zeichen der Dekadenz, die im übrigen zunehmend dem internationalen Judentum zugeschrieben wird.

Im Mai 1925 kommt auch nach Offenburg ein Reisender in Sachen „deutsches Volkstum“. Für die „Dr. Muckermann Vorträge“ vom 5. bis 9. Mai in der Stadthalle rührt das Offenburger Tageblatt heftig die Werbetrommel. In dieser „biologischen Vortragsreihe“ sei zu lernen, wie der deutsche Mensch in Zukunft leben solle, das Tageblatt lobt die Wissenschaftlichkeit, die Objektivität sowie die „ethische Tiefe“ der Vorträge. Über „Grundfragen des Einzel- und Soziallebens“ spricht Dr. P. Hermann Muckermann, der unter anderem schon in Pforzheim, Freiburg und Karlsruhe „Massenbesuch“ verzeichnen konnte.

Worum geht es in seinen Vorträgen? Er argumentiert „auf wissenschaftlicher Basis“ gegen die Abtreibung, spricht von „Rassenhygiene“ und „erblicher Belastung“ und vom „Volkskörper“, dessen Krebs im Falle einer Erkrankung „entfernt“ werden müsse. So wie das Herz in erster Linie für die Gesundheit der Organe schlage, müsse auch der Deutsche zuerst für sein Volk, dann für sich selbst da sein. Leider blieben Stühle leer, bedauert das Offenburger Tageblatt; die Stadthalle hätte eigentlich „bis auf den letzten Platz“ besetzt sein müssen. Wenn irgendeine Fastnachtsveranstaltung wäre, würde der Saal nicht ausreichen, ärgert sich das Blatt über die Zurückhaltung der Offenburger.

Doch wie überall in Deutschland wächst auch in Offenburg die Anhängerschar des „ungekrönten Österreichers“ („Alt-Offeburger“, 8. November 1930). Hitlers Geburtstag wird im April 1929 feierlich im „Badischen Hof“ begangen. Man erfreute sich des „künftigen Diktators“ eines „mussolinischen Deutschland“, kommentiert Adolf Geck am 27. April 1929. Braunes Gedankengut wird jetzt aggressiv verbreitet. Im Juli 1930 platzen 40 Hitlergardien unter dem Kommando des späteren Bürgermeister Rombach in die Versammlung der Ortsgruppe der Friedensgesellschaft, stören durch laute Zwischenrufe und stimmen das Horst-Wessel-Lied an. In Urloffen ziehen die Randalierer im September an einem Sonntag zur „Krone“ und schüchtern die Teilnehmer einer sozialdemokratischen Veranstaltung ein.

Und im November 1930 kommt der „Hecker der faschistischen Diktatur“ nach Offenburg, wie Adolf Geck den Besuch Hitlers ankündigt. Über 10 000 Karten werden verkauft, vor den Eingängen der landwirtschaftlichen Hallen drängen sich rund 1000 Schaulustige. Wie immer läßt Hitler lange auf sich warten, flott gespielte Märsche sorgen für Stimmung. Am 8. November, dem Jahrestag der Revolution in Kiel, betritt Hitler kurz vor neun die vordere Halle, S.A.-Leute stehen Spalier, Trommelwirbel und Jubel aus 5000 Kehlen, berichtet die „Offenburger Zeitung“.

Im Jahre 1918 erlebten wir einen Zusammenbruch, wie ihn die deutsche Geschichte noch nicht erlebt hat, sagt Hitler in seiner knapp zweistündigen Rede. Die Revolution von 1918 sei Schuld an der innenpolitischen Misere der Weimarer Republik. Seitdem liege Deutschland im Kampf zwischen

zwei Fronten, der äußeren und der inneren. Der innere Kampf des nationalen Bürgertums gegen das sozialistische Proletariat sei das „Hauptunglück“ des Volkes. Weil die ganze „Volkskraft“ für diesen Kampf verbraucht werde, sei Deutschland gegenüber äußeren Feinden machtlos. „Unser Ziel muß sein, eine dritte Plattform zu finden, die diese Gegensätze überbrückt“, erklärt Hitler. Der Nationalsozialismus biete eine „wahre Volksgemeinschaft“, die Deutschland als Ganzes „gesunden“ lasse.

Entgegen den Erwartungen ruhig und besonnen

„Er ist ein ausgezeichnete Redner“, meint die Offenburger Zeitung in ihrem „Streiflicht“ zu Hitlers Auftritt. Eine „gewisse logische Schärfe“ sei ihm nicht abzusprechen, doch seine Argumente seien nur „scheinbar zwingend“, weil sie wesentliche Punkte außer Acht lasse. Deshalb sei es schwer für das „nicht geschulte Ohr“ die Schwäche des „Aufbaus wie der Position“ zu hören. Hitler spreche (im Wiener Dialekt) entgegen den Erwartungen ruhig, besonnen, ist da nachzulesen, er vermeide Schlagworte und hohle Phrasen. „Warum hat er sein wahres Parteiprogramm nicht entwickelt?“, fragt die Zeitung und endet ihren Bericht mit der bangen Frage: „Und was kommt nachher?“

Was nachher kommt, ist die eigentliche Botschaft, verbreitet von nationalsozialistischen Randalierern. So findet im Juli 1931 im Zähringerhofgarten ein erklärter „Treffpunkt der Nationalsozialisten“, eine Demonstrationsveranstaltung statt, die manchem Offenburger das Fürchten lehrt. Die Karlsruher Standarten-Kapelle war angereist, im Biergarten wird mit dramatisch organisierter Kriegsbegeisterung der Standartenschwur zelebriert. Man brüllt „Die Wacht am Rhein“, spielt „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen“, Revanchelieder werden zu einer Zeit gesungen, wo Deutschland Interesse in der Kapitalhilfsfrage von der Verständigung mit Frankreich abhängt. Vor dem Garten stand das Volk erregt, berichtet die „Freiburger Volkswacht“, und fragt sich, warum die Behörden nicht einschreiten. Warum die Demokratie in der Weimarer Republik sich zu ihrem eigenen Totengräber mißbrauchen ließ, auf diese Frage sind schon viele Antworten gegeben worden, aber aus der Welt geschafft ist sie noch lange nicht.